

Das anrühende Geschäft mit den Rosen



Jede fünfte Rose, die es bei uns zu kaufen gibt, kommt aus Kenia. Der Anbau ist umstritten. Auch eine deutsche Firma steht in der Kritik. Der KURIER war vor Ort



Gewerkschafter Peter Otiens Onbude erhebt schwere Vorwürfe gegen die Betreiber der Rosenfarmen.

Von KAI HORSTMANN

Der Naivashasee liegt in gespenstischer Dunkelheit. Kevin Mfube (20) und Oho Obiva (20) fahren mit ihrem kleinen Boot auf den See hinaus, die Fischer wollen ihre Netze kontrollieren. Es ist sechs Uhr morgens, die Luft ist klar und frisch. Das Boot gleitet durch allerlei Pflanzen, die am Ufer wuchern, und Pflanzeninseln, die ziellos über das Wasser treiben. Das erste Netz ist leer, im zweiten zappelt ein Fisch, doch es ist so zerrissen, dass er sich wieder befreien kann. Oho flucht und erklärt: „Die Blumenfarmen leiten ihre Düngemittel und ihre Pestizide in den See. Dadurch wu-

chern die Pflanzen und zerstören unsere Netze, dazu sterben Fische durch das Insektengift.“ Oho zeigt auf eine weiße Fläche an einem Berghang. Es sind die Gewächshäuser des „Flower Business Park“. Dort ist auch die Rosenfarm „Kreative Roses“, dort ernten täglich 500 Arbeiter 60000 Rosen, die der Firma W. Kordes' Söhne aus Klein Olfensteth-Sparriesshoop bei Hamburg gehört, die in diesem Jahr ihr 125. Jubiläum feiert. Die meisten Rosenfarmen bauen unter Lizenz von Kordes Rosen an.

Kurz vor meinem Abflug nach Kenia hatte ich W. Kordes' Söhne gebeten, ihre Rosenfarm besuchen zu dürfen. Vergeblich.

Der Naivashasee, knapp zwei

Stunden von Kenias Hauptstadt Nairobi entfernt, erlebt ein Wirtschaftswunder. Immer mehr Rosenfarmen siedeln sich an, inzwischen sind es um die dreißig. Das Klima ist ideal, Wasser gibt es genug. Mit Flugzeugen gelangen die Rosen nach Europa. Jede fünfte Rose, die es im 6250 Kilometer entfernten Deutschland zu kaufen gibt, kommt aus Kenia.

Rosig sieht es in Naivasha, der Stadt, allerdings nicht aus. Die Kanalisation ist ein Betongraben, auf dem zahlreiche Deckel fehlen. Viele Souvenir-Verkäufer beteln, dass jemand ihnen etwas abkauft. Die Siedlungen der Farmarbeiter sind Lehm- und Wellblechhütten, viele ohne Fenster. Die unbefestigten Wege sind

übersät mit Plastikmüll.

Kevin und Oho haben an diesem Tag kein Glück. Einen Fisch fangen sie. Er bringt auf dem Markt 200 Schilling (etwa 2 Euro). Von ihrer Arbeit müssen dreizehn Menschen leben. Ihre beiden Elternpaare sind arbeitslos, die Geschwister noch zu jung, um zu arbeiten.

Wieder an Land fahre ich zum Flower Business Park. Das Gelände ist mit einem Elektrozaun gesichert. Am Tor stehen bewaffnete Wachleute, die mir zu verstehen geben, dass eine Besichtigung von „Kreative Roses“ nicht möglich ist. Vergeblich versuche ich, mit einem Mitarbeiter zu sprechen. Schließlich komme ich mit einem Motorradtaxifahrer ins Gespräch.

Er sagt: „Die Arbeiter dürfen nichts sagen. Wer mit Journalisten redet, wird sofort entlassen.“

Peter Otiens Onbude (45) redet mit Journalisten. Der Vertreter der Gewerkschaft Kenya Plantation and Agricultural Workers (KPAWU) erzählt, einige Rosenfarmen verwenden Pestizide, die in Kenia verboten sind. „Dazu höre ich immer wieder Klagen von Arbeitern, die behaupten, dass Schutzanzüge löchrig und kaputt sind. Das wird natürlich von den Rosenfarmen bestritten. Aber wir wissen, dass Behörden bestochen wurden, und die damit immer wieder davongekommen sind. Arbeiter sind bereits erkrankt. Diese werden von Ärzten in den Kliniken der Rosenfarmen behandelt.“



Rosenernte bei Kordes in Kenia. Täglich pflücken 500 Arbeiter 60 000 Blumen. Ihr Gehalt liegt knapp über dem Mindestlohn.

Das Geschäft mit Rosen floriert, die Siedlungen der Farmarbeiter profitieren davon nicht.



Die Fischer vom Naivashasee werfen den Rosenfarmen vor, verbotene Pestizide ins Wasser zu leiten. Das führe zu Pflanzenwildwuchs, der ihre Netze zerstöre, und Fischsterben.



Rosen aus Kenia für Europa sind eines gewiss nicht: umweltverträglich. Flugzeuge transportieren sie, auch ins 6250 Kilometer entfernte Deutschland.

Das Rosenfarmen Pestizide einsetzen und es mit dem Arbeitsschutz nicht so genau nehmen, bestätigt der Journalist Michael Richter, der hier vor zwei Jahren den Film „Die Rosen-Story“ für den NDR drehte. „Wir lernten Arbeiter der holländischen Rosenfarm ‚Karuturi‘, die Rosen an ‚Lidl‘ lieferte, kennen. Einer der Arbeiter holte seinen Schutzanzug unter seinem Bett bei sich zu Hause hervor. Es war eine einfache Regenjacke, an der noch nicht einmal der Reißverschluss funktionierte.“

Gewerkschafter Onbude behauptet, auch Kordes verwende verbotene Pestizide. Und: Das monatliche Anfangsgehalt von 50 Euro liege nur „knapp über den staatlichen Mindestlohn“ und damit im Vergleich zu anderen Rosenfarmen „im Mittelfeld“. Seine Gewerkschaft fordert einen Mindestlohn von 100 Euro, weniger bedeute ein Leben in Armut.

In einem Zeitungsbericht aus dem vorigen Jahr hatte ich gelesen, dass Kordes das Fair-Trade-Siegel trägt. Die Organisation „Fair Trade“ (Fairer Handel) macht sich stark für Gesundheits- und Umweltschutz, gesetzliche Mindestlöhne und soziale Grundrechte sowie Gewerkschaftsfreiheit. Wie passt das zusammen?

Onbude lacht kurz auf. „Der Trick ist ganz einfach. Die Farmarbeiter arbeiten zehn bis zwölf Stunden und werden dementsprechend bezahlt. Die Rosenfar-

men schreiben aber auf den Lohnzettel eine Arbeitszeit von acht Stunden. Damit erhöht sich der Stundenlohn in den Fair-Trade-Bereich.“

Zurück in Deutschland konfrontiere ich John Kordes mit den Vorwürfen der Gewerkschaft. Er gibt zu bedenken, dass viele Farmen ja nur unter Lizenz Kordes-Rosen anbauten, aber nicht zu Kordes gehörten, wie zum Beispiel „Karuturi“. Und schließlich besitze Kordes ja nur eine Farm in Naivasha. Man könne Kordes nicht allein für die Verhältnisse verantwortlich machen. Als ich ihn zum wiederholten Male frage, ob die Vorwürfe zuträfen, sagt er: „Kein Kommentar!“ Kordes' Rosenfarm trägt das

Fair-Trade-Siegel erst seit kurzem. Wie Fair-Trade-Sprecherin Claudia Brück mitteilt, hat die Farm das Siegel Ende Oktober erhalten, zwei Wochen nach meinem Besuch. Sie sagt: „Die Anschuldigungen müssen aus der Zeit vor der Zertifizierung stammen. Der Erhalt der Umwelt, Pestizid- und Düngemittelreduktion und umweltschonende Anbauweise stehen auf unseren Standards – gegen die wurde nicht verstoßen.“ Im übrigen sei zu bedenken, dass es sehr viele Farmen am Naivashasee gibt, die Mehrzahl nicht zertifiziert, und es so gut wie unmöglich ist herauszufinden, ob – und wenn ja: zu welchem Anteil – Fair-Trade-Farmen zur Verunreinigung des Sees beitragen. Und was die Löhne betrifft: „Kreative“ zahlt mehr als vom Staat vorgegeben. Mehr verlangt unser Standard nicht.“ Und: Führungskräfte können 100 Euro verdienen.

Gertrud Falk von der Menschenrechtsorganisation FIAN ist skeptisch: „Unsere Erfahrungen haben gezeigt, dass sich mit freiwilligen Standards, so wie es die Siegel fordern, existenzsichernde Löhne und Gewerkschaftsfreiheit nicht durchsetzen lassen.“

Bei den Rosenfarmen am Naivashasee ist jetzt Hauptsaison. Auf ihrem Weg zu uns geht vom symbolischen Wert der Rose als Blume der (Nächsten-) Liebe viel verloren.

Foto: Kai Horstmann